

Im Banne der Leidenschaft.

Novelle von C. Lohde.

„Nein, nein—Du mußt leben, Frida, leben.“
Sie hatte sich halb erhoben und sank jetzt mit klagendem Tone auf ihren Sitz zurück.

„So willst Du mich verdammen, weiter zu leben, fern von Dir weiter zu leben? Ach, Felix, wie viel süßer wäre der Tod!“

„Frida, vielleicht ist der Tod uns näher, als Du denkst.“
In der That wälzten sich immer gemaltigere Wogen heran. Schon erblickte man die furchtbare Brandung am Ufer.

„Herr, jetzt sei Gott uns gnädig,“ schrie der Schiffer, „lassen Sie das Steuer los und nehmen Sie Ihr Weib. Wir müssen schwimmend suchen durch die Brandung zu kommen, das Boot hält nicht Stand!“

Felix schlang seinen Arm um Frida, drückte sie fest an sich; sie lehnte ihren Kopf an seine Brust.

„Felix mein einziger Geliebter!“

Ein wider Willig umtobte sie, aufbäumend stürzte eine rollende Welle über sie hin. Das Boot schlug um. Felix, die theure Last fest an die Brust gepreßt, rang mit der tobenden Fluth, doch immer matter, immer schwerer wurden seine Bewegungen, endlich hörten sie gänzlich auf—um ihn wurde es Nacht, dunkle, ewige Nacht.

In banger Erwartung harrten die Bewohner des Hotels währenddessen der Rückkehr Straffords. Würde es ihm gelingen, die Waghalsigen zu retten, oder waren diese inzwischen glücklich in Brienz angelangt? Trotz des niederstürzenden Regens hand Marie auf dem an das Zimmer von Miß Roberts stoßenden Balkon und spähte hinaus in die roth leuchtende Dämmerheit. Da plötzlich löste sich ein Schrei von ihren Lippen, zugleich wurde die Glasthüre des Salons aufgestoßen und Blanche trat heraus; auch sie sah bleich aus, und die sonst so stolzen Lippen stammelten angstvoll die Frage: „Was ist geschehen?—Kommt er zurück?“

Marie deutete statt aller Antwort nur in die Tiefe, dort bewegte sich ein unheimlicher Zug heraus; eine Tragbahre in der Mitte, auf der unter Luchern zwei menschliche Körper lagen. Zunächst der Bahre schritt eine hohe Mannesgestalt, den Hut tief in die Stirne gedrückt. Jetzt, nahe dem Hause, richtete er den Blick hinauf. Es war Strafford.

„Eilen wir,“ rief Blanche, sich zu fassend suchend, „vielleicht braucht Dunkel Reginald unsere Hilfe.“

Durch die im Vestibul verfallene Menge ging ein Gemurmel, das die Herunterkommenden empfing. Doch alle wichen verstummend zurück, als die Männer mit schweren Schritten die Bahre an ihnen vorbei in den anstößenden Saal trugen, wo ein Arzt mit einigen Gehilfen schon Alles für die Wiederbelebungsvorrichtung an den Verunglückten bereit hielt.

Die Thüre schloß sich wieder hinter der Bahre; die alte Frau Euben lehnte mit gefalteten Händen todesbleich an der Wand.

Marie trat theilnehmend zu ihr.

„Hoffen wir, gute Frau Euben! Ich suchte sie die Fassungslose zu trösten.“

„O mein Herr, mein armer, guter Herr!“ wiederholte die Alte nur immer klagend von Neuem. „Welch ein Unglück, Welch ein Unglück!“

„Lange, bange Minuten vergingen; endlich trat Strafford heraus, er suchte mit dem Auge Frau Euben, auf die er häufig zuschritt.“

„Ihre Herrin lebt. Eilen Sie in ihr Schlafgemach, Alles für sie zu bereiten.“

Frau Euben starre ihn einen Augenblick fassungslos an, der Schreck hatte sie wie gelähmt.

„Kommen Sie,“ sagte Marie und sahte der noch immer Regungslosen Arm, „ich werde Ihnen helfen.“

„Strafford nicht ihr nur beifällig zu. Jetzt legte Blanche ihre Hand auf seinen Arm. „Vielleicht kann auch ich irgendetwas Hilfe leisten.“

„Sie? Nein gewiß nicht, gehen Sie auf Ihr Zimmer und überlassen Sie nur Ihrer Gesellschafterin den Samariterdienst.“

Blanche unterdrückte jede Regung der Empfindlichkeit. Fühlte doch auch sie daß jetzt keine Zeit dazu sei.

„Und wie steht es mit dem Baron?“ fragte sie, Strafford, der an ihr vorüber wollte, noch zurückhaltend.

„Strafford's Brust hob sich schwer; um seine Lippen zuckte es schmerzhaft.“

Alle Wiederbelebungsvorrichtung blieben bis jetzt erfolglos.“

Blanche schauerte.

„Entschuldig!“ kam es bebend von ihren Lippen. Bleich und verstört wandte sie nach ihrem Zimmer zurück.

Frida lebte. Viele Tage aber lag sie in heftigstem Fieberdelirium. Endlich wurde sie ruhiger, die Pfantassen hörten auf. Mit geschlossenen Lidern, regelmäßig athmend, wenn auch das Antlitz marmorbleich, lag sie in ihren Kissen. Der Arzt nicht zufrieden.

„Die Kranke wird aller Wahrscheinlichkeit nach, sobald sie erwacht zum vollen Bewußtsein kommen, wird Fragen thun.“

Marie verstand sein Hörgern. „Was soll ich antworten?“ fragte sie.

„Die Wahrheit, mein Fräulein, so schonen als möglich, aber die ganze Wahrheit. Es ist am besten, sie erfährt das Schlimme, das ihr doch nicht lange verborgen bleiben kann, gleich beim Beginn ihres neuen Lebens, mit dem sie nun doch einmal fertig werden muß.“

Wie ermutigend drückte er dabei das junge, zaghaft zu ihm aufschauende Mädchens Hand und verließ leise das Gemach.

Marie trat an's Fenster: im Garten, auf der Veranda und den Balkonen befanden sich zahlreiche Gäste, die Beleuchtung der Zäle anzusehen. Der Abend war von köstlicher Milde und Klarheit; weiß schimmerte das stürzende Wasser aus dem dunklen Grün des gegenüberliegenden Bergwaldes ihr entgegen. Und nun flammte es auf, roth, grün, weiß; ein Gemurmel der Bewunderung ging durch die schaulustige Menge; dann—nur wenige Minuten—und wie ein Traum war das zauberhafte Farbenspiel wieder verschwunden, das Dunkel doppelt empfinden lassen.

Marie seufzte auf. „Sind die Freuden und Genüsse der Erde alle so rasch verjünglich, so glänzender, desto flüchtiger?“ fragte sie sich, und ihr Blick wandte sich unwillkürlich nach dem Lager zurück, auf dem das schöne bleiche Frauenbild noch immer regungslos lag.

Doch jetzt—jetzt regt es sich hinter der Gardine, Marie eilt auf das Bett zu, schlägt die Vorhänge zurück. Dort sitzt aufrecht mit weitgeöffneten Augen die Kranke und schaut verwirrt in das mit leidig auf sie niederblickende Antlitz.

„Wer sind Sie, wo bin ich?“

Marie wollte antworten, da ging es aber wie ein Erwaschen über das weiße Gesicht, ein furchtbares Erwaschen. Ein Schrei löste sich von den bleichen Lippen die Erinnerung war da mit ihren Schmerzen, ihrer Pein.

„Stille, sprechen Sie nicht,“ flüsterte sie zurückfindend, „ich weiß Alles, Alles!“

Marie setzte sich schweigend an das Lager; Frida hatte von Neuem die Augen geschlossen, doch nur für wenige Minuten, dann öffnete sie dieselben abermals groß und angstvoll.

„Aus Barmherzigkeit, die volle Wahrheit! „Glaubt der Arzt, daß ich leben werde?“

„Ja, gnädige Frau, er erklärte eben Sie seien außer aller Gefahr.“

Aus Frau v. Berkow's Brust drang nur ein leises Stöhnen.

„Ich werde leben?“ wiederholte sie tonlos. „Und er?“ fuhr sie dann nach kurzer Pause fort, ihren Blick mit bangen Frage in das Antlitz ihrer Pflegerin bohrend, „er—Sernow? Ist er gerettet?“

„Sprechen Sie!—D mein Gott, warum jögern Sie?“—Sagen Sie, daß er lebt—ich liebe Sie an—“

„Gnädige Frau,“ bat Marie mit gepreßter Stimme, „lassen Sie sich! Er ist todt!“

Die Unglückliche brachte anfangs keinen Laut hervor, wie im Krampf waren ihre Zähne geschlossen. Dann aber fuhr sie empor, in wildem Schmerz die Hände ringend.

„Er todt!“ schrie sie auf, „und ich, die ihn in's Verderben trieb, ich, seine Mörderin, zum Leben verdammt! O, es ist entsetzlich!“

Marie fand kein Trostwort für diesen Jammer. In den sonstigen Jügen das innigste Mitgefühl, neigte sie sich über die nach dem Ausbruch dieses Paroxysmus wieder matt in die Kissen Gelegene, während helle Tropfen über ihre Wangen rieselten. Frau v. Berkow sah diese Thränen.

„Sie weinen,“ rief sie, „Sie gütiges, unschuldiges Kind? O wenden Sie sich ab von mir, ich bin dieser Thränen nicht werth.“

Marie war auf's Tiefste erschüttert, Sie sah Frida's Hand und strich sie sanft.

„Gott ist barmherzig,“ flüsterte sie. „D nicht für mich, nicht für mich! Er stieß mich in's Leben zurück, mich, für die der Tod eine Gnade gewesen wäre! O, vermögen Sie denn zu begreifen, was es heißt, jemand zu lieben, bis zum Freitod, bis zum Verbrennen zu lieben, und ihn verloren zu haben? Allein bleiben zu müssen auf einer Welt, die uns verdammt, die uns nicht versteht und die wir nicht verstehen können?“

Marie neigte traurig das Haupt. Ja, sie begriff die ganze Schwere dieses Looses—und doch; gab es der Sünderin die Möglichkeit, den begangenen Fehltritt noch zu bereuen?

Diese fuhr, in wildem Schmerz die Hände ringend fort: „Lassen Sie mich herben, das ist die einzige Gnade, die mir noch werden kann.“

Mathlos blickte Marie auf sie nieder. Sie wagte die Verzweiflung an ihre Kinder, an ihre Pflichten gegen dieselben zu erinnern.

Hestig wies diese sie zurück: „Darf eine Mutter noch von Mutterrechten, Mutterpflichten sprechen, die im Begriffe war, die von ihr Geborenen für immer zu verlassen? Nein, nein, für mich gibt es kein Erbarmen, keinen Trost, weder auf Erden noch im Himmel!“

„Es gibt einen, wenn Sie ihn nur erfassen wollen, gnädige Frau! Der Erlöser kam ja nicht für die Gesunden, sondern für die Kranken. Er wird auch Balsam für die Wunden Ihrer Seele finden.“

Bestimmend lauschte Frida diesen Worten, die so glaubensvoll von Mariens Lippen flossen, und Ruhe fing all-

mählich an sich über ihr wildes, trotziges Herz zu bereiten. Matt sank sie in die Kissen zurück, und über die todesbleichen Wangen stahlen sich einige heiße Tropfen.

„Gott sei gedankt, sie weint,“ dachte Marie, „endlich, endlich hat sie die erlösenden Thränen gefunden!“

Stille war es im Zimmer, während die Athemzüge der Kranken immer ruhiger wurden und der Schlaf barmherzig sich auf ihre müden Lider senkte.

Der erste Morgenstrahl, der durch die Vorhänge in's Zimmer drang, weckte Marie aus einem kurzen, unruhigen Schlaf. Sie sah noch im Lehnstuhl neben dem Bett; vor ihr aber stand Frau Euben, die sie bei der Kranken abzulösen kam.

Frau v. Berkow schlief noch immer, und obwohl sehr bleich, verrieth doch nichts eine Verstimmerung ihres Zustandes, wie Marie es nach der aufregenden Nacht gefürchtet hatte.

Flüsternd gab sie der treuen Dienerin noch einige Weisungen und verließ dann leise das Gemach. Aber nicht ihr Lager ging sie aufzusuchen, es trieb sie hinaus in den köstlichen Sommermorgen, um durch den Anblick der herrlichen Natur die beunruhigte Seele wieder in's Gleichgewicht zu bringen.

In Gedanken verloren schritt sie den Weg entlang, der zu den Fällern führte, bis sie einen der zahlreichen Aussichtspunkte erreichte.

Heimliche Morgenstille umgab den lieblichen Platz, klar und ruhig breitete sich der weite grüne See aus, und gleich einer sanften Musik drang das Rauschen der Wasser in der Erinsamen Ohr.

Da halte ein Fußtritt hinter ihr. Sie erschauerte nicht, sondern wandte sich dem Näherkommenden still grüßend entgegen. War's ihr doch, als könne es nicht anders sein, als müsse er kommen, der Heißersehnte, um ihre zaghafte Seele mit neuem Muth zu erfüllen, ihre alle Mithsel des Lebens, die sie noch bedrückten, durch sein erhebendes Wort zu lösen.

Strafford ergriff ihre Hand und drückte sie innig.

„Stellen Sie Zwiesprache mit den Wassern?“ fragte er freundlich. „Und was erzählte Ihnen der brausende Fall?“

„Viel Trostreiches!“ entgegnete sie einfach.

„Ich wußte es! Verrieth mir doch Ihr klares Antlitz, daß Sie der Schatten, welche die letzten Ereignisse auch auf Ihre Seele geworfen haben, wieder Herr geworden sind! Mein liebes Fräulein, welche Aufgabe ist Ihnen zugefallen, und wie tapfer suchen Sie dieselbe zu lösen!—Wie war die Nacht für unsere arme Patientin?“

Marie setzte sich auf ein hervorragendes Felsstück, er sich ihr zur Seite. Schweigend, die Augen oft voll stiller Bewunderung auf das Antlitz der Sprecherin heftend, hörte er ihrem Verichte zu.

„Dem Leben ist sie also wiedergewonnen,“ sagte er, als Marie geendet hatte, möge nun auch ihre Seele genesen!“

„Nicht wahr,“ rief Marie voll Wärme, „auch Sie hoffen darauf?“

„Wie sollte ich nicht hoffen, da Sie mit Ihrer Milde und Güte ihr zur Seite stehen?“ entgegnete er, ihr innig in's Auge sehend. Plötzlich jedoch wurde sein Blick erlosch. Ihre liebevolle Seele denkt nur immer an Andere. Doch Sie selbst, mein armes Kind, sehen bleich und angegriffen aus. Denken Sie, ich bitte, mehr daran, sich zu schonen!“

„Wie darf man, wenn ein so großes Unglück die ganze Theilnahme fordert, auf ein Paar bleiche Mädchenwangen achten?“

„Und doch hat man ein volles Recht dazu, wenn Einem dieses Mädchen theuer ist!“

Heiß schoß das Blut in Mariens Antlitz, höher kloppte ihr Herz. Auch in Strafford waltete es stürmisch auf, doch er kämpfte das erregte Gefühl gewaltsam nieder. War es jetzt wohl an der Zeit, Worte der Liebe zu wechseln? Außerdem war er gekommen, um von ihr Abschied zu nehmen, wenn auch nur für wenige Tage, da ihm die Pflicht gegen den verstorbenen Freund aufzulegen, dessen Leiche nach seinem Erbguete zu geleiten und dort der Beisetzung derselben in der Familiengruft beizuwohnen. Ehe er aber Marie aus ihrem Verhältniß bei Blanche zu lösen vermochte, gebot die Rücksicht auf sie, das bindende Wort noch ungeprochen zu lassen.

Deshalb drückte er nur sanft ihre Hand und sagte: „Ich sah Sie von meinem Fenster aus den Weg hierher einschlagen und folgte, um Ihnen Lebewohl zu sagen.“

„Sie gehen fort—jetzt?“

„Nur für kurze Zeit,“ entgegnete er und blickte ihr so ermutigend, so innig in's Auge, daß jede Sorge von ihr wich.

„Gehen Sie mit Gott,“ sagte sie leise, aber mit einem Ausdruck hingebenden Vertrauens, der Strafford auf's Tiefste rührte.

„Solches, süßes Mädchen!“ flüsterte er. „Der Ernst des Lebens tritt noch hindernd zwischen uns und unsere Hoffnungen. Darre geduldig, und die Zeit wird bald kommen, wo wir ein Recht haben, an unser Glück zu denken!“

9.

Miß Roberts nahm eben auf dem Balkon ihres Zimmers den Morgencafee. Bessie, ihre Jofe, hatte ihr ein bequemes Kissen und die mit blauer Atlasparfüm behafteten Füße geschoben und reichte ihr Feuer zum Anzünden der Cigarette, die sie aus einem silbernen

Etui genommen. Nachdenklich in den Schaukelstuhl zurückgelehnt, blickte Blanche den aufsteigenden Wolkchen nach, als sie plötzlich erbebend emporfuhr. Vom See herauf sah sie Strafford an der Seite ihrer Gesellschafterin dem Hotel zudringen.

Die schlaue Jungfer, die mit ihrer Herrin die Antommenden gesehen hatte, zog sich mit einem spöttischen Lächeln stillschweigend zurück. Wußte sie doch, daß nach solchem Begehniß die Laune von Miß Roberts zu fürchten war. Die sie sprang denn auch, sich allein sehend, jäh von ihrem Sitze empor und durchmaß mit heftigen Schritten das Zimmer.

„Unerhört,“ rief sie, „dem muß ein Ende gemacht werden, je eher, desto lieber.“

Dennoch zeigte sie Strafford, als er einige Stunden darauf auch von ihr Abschied zu nehmen kam, das gewohnte liebenswürdige Lächeln. Ja, mit herzgewinnender Anmuth ergriff sie seine ihr dargebotene Hand und sagte mit ungewohnt theilnahmvollem Tone: „Sie nehmen eine schwere Pflicht auf sich mit dieser Reise, Dunkel Reginald! Fast dachte mir, der dunkel Stunden wären genug gewesen. Doch ich weiß ja, Ihr edles Herz muß sich genug thun. Wann darf ich Sie zurück erwarten?“

„Das vermag ich heute noch nicht zu bestimmen,“ entgegnete er mit etwas kühler Höflichkeit. „Deshalb möchte ich Ihnen auch keinesfalls anferlegen, mich hier zu erwarten. Der Aufenthalt dürfte für Sie auf längere Zeit nicht angenehm sein.“

„Gewiß nicht mit diesen Erinnerungen! Doch fordert die Konventionen wirklich, daß ich bis zur Ankunft des Gemahls der Frau von Berkow hier bleibe?“

„Herr von Berkow ist eben angekommen.“

„Ah, um so besser! So werden auch Sie ruhiger von hier fortgehen können. Räth doch die Ankunft des verachteten Gatten hoffen, daß er geneigt ist, das Geschehene zu vergessen.“

„Das hoffe ich allerdings. Scheint Herr v. Berkow doch, so viel ich nach der ersten Begegnung mit ihm urtheilen kann, ein großherziger Charakter zu sein.“

„Und Frau Frida—hat er sie schon gesehen?“

„Noch nicht: der Arzt wünscht erst eine Vorbereitung. Es ist daher möglich, daß ein bis zwei Tage noch vergehen, ehe er die Gesehene begreifen darf.“

Blanche spielte gedankenverloren mit dem Gürtel, der an ihrem Hüftel hing. Strafford, schon in der Thüre, wandte sich von einem plötzlichen Gedanken erlosch noch einmal um.

„Eines möchte ich Ihnen an's Herz legen, Blanche! Pflegen Sie unsere kleine Samariterin gut! Sie sah heute angegriffen aus, und ich wünschte,“—er betonte die letzten Worte bedeutungsvoll, „und ich wünschte bei meiner Rückkehr sie in ihrer alten Frische wiederzusehen! Bin ich doch die Veranlassung, daß sie sich fast über ihre Kräfte der Pflege der Geretteten gewidmet hat.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, schloß er die Thüre hinter sich. Blanche stierte ihm mit einem spöttischen Aufschauen nach.

„Du wirst sie nicht wiedersehen,“ murmelte sie, „zum Mindesten nicht bei mir.“

Kaum war Strafford abgereist, so wurde Marie zu ihrer Gesehenerin gerufen.

Blanche empfing die Eintretende mit geranzelter Stirne und mit einem kalt fließenden Blide, vor dem diese unwillkürlich erbleichte. Mit einer Handbewegung die mit schüchternen Frage zu ihr Aufstehende aufzufordern, ihr gegenüber Platz zu nehmen, begann sie mit einer fast rauhen Stimme, aus welcher der ganze Haß ihrer Seele gegen die glückliche Nebenbuhlerin klang: „Ich bedauere mich genöthigt zu sehen, ein ernstes Wort mit Ihnen zu sprechen, Fräulein Feldheim, das Sie mir besser hätten ersparen können. Zuwiderst möchte ich eine Frage an Sie richten: In welchem Verhältniß stehen Sie zu meinem Onkel Reginald, mit dem Sie sich nicht scheuen, der Sitte Ihres Landes zum Trotz Spaziergänge zu zweien zu machen in so früher Morgenstunde, wo die übrige Welt noch der Ruhe pflegt?“

Eine dunkle Blutwelle schoß in Mariens Wangen.

„Miß Roberts,“ rief sie, vor Horn und Scham erbebend, „Sie können, Sie werden nicht glauben, daß etwas Anderes als der Zufall mich mit Herrn Strafford heute Morgen zusammenführte, ein Zufall freilich, den ich mit Freunden begrüßte, da ich keinem lieber begegne als Herrn Strafford, dem ich in jeder Beziehung zu Dank verpflichtet bin.“

So stolz, so ernst sprach diese Worte das sonst so bescheiden zurückhaltende Mädchen, daß Blanche einen Augenblick verblüfft zu ihr aufschaute. Dann tönte ein kurzes, höhnisches Lachen von ihren Lippen.

„Bravo, Sie keine Unschuld, bravo! So hätte ich eigentlich kann noch etwas hinzuzufügen. Doch möchte ich Sie aus Mitleid für Ihre Unerfahrenheit daran erinnern, daß man die Höflichkeit eines Herrn nicht erstler nehmen darf, als sie gemeint ist. Ist Mr. Strafford doch, was Sie vielleicht noch nicht wissen, mein zukünftiger Gemahl.“

Marie erbleichte. „Ihr zukünftiger Gemahl stammelte sie.“

„Ah, also doch!“ rief Blanche, und aus ihren Augen flammte es wie wilder Triumph. „Dachte ich's mir doch, daß es so kommen würde. Sie lieben den Mann, der mein Verlobter ist, der mein

Gatte werden soll. Armes Kind,“ fuhr sie mit spöttischem Mitleid fort, „ich dekläre Sie! Sie konnten noch nicht die Klänge. So sind sie Alle; unbekümmert um das Leid, das sie durch ihren Leichtsinns anrichten.“

Die Wirkung dieser frivolen Lüge war nun doch eine ganz andere, als die kluge Amerikanerin vorausgesehen hatte. Marie erhob sich und ihre sanften blauen Augen erhit auf die Verleumderin richtend, sagte sie mit einer Würde und jungfräulichen Hoheit, die sie wie die Gesehenerin, die stolze Blanche als ihre Untergebene erscheinen ließ:—

„Sie klagen Herrn Strafford mit Unrecht an, Miß Roberts. Ich habe ihm nichts vorzuwerfen. Selbst wenn ein edler Mann sich von seinen Gefühlen weiter hinreißen läßt, als er sollte, wird er doch nie im Stande sein, niedrig zu handeln. Kein Wort, das mich zu direkten Hoffnungen berechtigt, ist über seine Lippen gekommen, und ist in meinem Herzen ein Gefühl für ihn erwacht, wie Sie glauben es annehmen zu können, so trägt meine Unerfahrenheit allein die Schuld.“

Etwas wie Scham bei den hochherzigen Worten des Mädchens stieg in Blanche auf. „Um so besser,“ stammelte sie verwirrt.

„Mir bleibt nur noch Eins übrig, Miß Roberts,“ fuhr Marie, alle ihre Kraft zusammennehmend und dennoch mit einer von Schmerz zitternder Stimme fort, „unter diesen obwaltenden Umständen muß meine Entlassung von Ihnen zu erbitten.“

Blanche neigte zustimmend und mit einem Aftenzug der Erleichterung das Haupt. „Ich habe es nicht anders erwartet.“

Wankenden Schrittes verließ Marie das Gemach. Blanche starrte ihr eine Weile regungslos nach. Ihre Stirne faltete sich düster. „Wenn es nun doch unmöglich wäre, unnütz dieser ganze Aufwand von Lüge und Verstellung? Wenn er dieses Mädchen genug liebte, um ihr selbst in die Ferne zu folgen? Pah,“ suchte sie sich insofern nach einer Weile wieder zu beruhigen, „was ist's denn weiter? Von einer Nebenbuhlerin suchte ich mich zu befreien, es war ein Mittel wie jedes andere, und ist im Kampfe um's Dasein nicht jedes Mittel erlaubt? Gewinne ich den Sieg, so war es gut. Der Erfolg erst wird entscheiden.“

Am anderen Morgen verließ Blanche mit dem ersten Dampfschiffe den Seebach, um nach Interlaken zurückzukehren. Marie stand am Fenster und blickte ernst der zum Landungsplatz Schreitenden nach. Sie dachte jetzt des warnenden Abschiedswortes der Mutter: „Du sehnst Dich in die Welt, in die Fremde, unser kleines Städtchen wird Dir zu eng; ach, mein gutes Kind, wie bald wirst Du einsehen, daß es doch besser ist, daheim ein stiller Leben zu führen, als draußen in der großen Welt allein zu stehen, ein Fremdling unter kalten gleichgültigen Menschen!“

Ein Fremdling, ja, das war sie in der Welt—als ein Vogel mit gebrochenen Schwingen kehrte sie nun heim zur Mutter, aber auch gründlich geheilt von dem Drange in die Ferne, der sie daheim oft mit peiniger Gewalt gequält hatte.

Dennoch verlor sie keinen Augenblick den Muth. Wie weich und nachgiebig sie auch erdicht, so barg diese junge Brust einen starken und festen Willen. Sie fragte Strafford nicht an, wie durfte sie das? Litt er doch vielleicht selbst ebenso schwer, wie sie; denn daß es Wahrheit gewesen, was seine Blicke, was sein Mund zu ihr gesprochen, das fühlte sie im innersten Herzen, daran zweifelte sie keinen Augenblick. Aber das Schicksal trat hindernd zwischen sie und ihm, der Traum der Liebe, der so süß für sie beide gewesen, mußte beendet sein.

Der Eintritt des Arztes entriß die Sinnende ihren Gedanken. Er blickte in ein sechsigjähriges, in ein milde und bleich aussehendes Antlitz. Befragt sah er Mariens Hand.

„Sie sehen angegriffen aus, mein Fräulein, angegriffener, als es mir lieb ist. Fühlen Sie sich nicht wohl?“

„Ganz wohl,“ entgegnete sie sanft. „Und wie geht es Frau von Berkow?“

„Nach Umständen gut. Soeben habe ich sie von der Ankunft des Herrn v. Berkow unterrichtet. Sie nahm meine Mittheilung merkwürdig gefaßt auf. Befindet sie sich doch augenblicklich in einem Zustande der Apathie, der Beforgnis erregen könnte, wenn man nicht hoffen dürfte, das bevorstehende Wiedersehen mit Gatten und Kindern werde neuen Willen zum Leben in ihr erwecken.“

„Darf ich jetzt zu ihr gehen?“

„Ich bitte Sie darum.“

Marie trat leise bei Frida ein, die bereits das Bett verlassen hatte und auf einer an das offene Fenster gerichteten Chaise longue ruhte. Ihre große Augen schauten aus einem erschreckend bleichen Antlitz fast stumpf in die Ferne, als sei sie völlig dem Leben und ihrer Umgebung entrückt. Bei der Annäherung Mariens schredte sie zusammen, schaltete dann aber, als sie ihre Pflegerin erkannte, derselben mit wehmüthigem Ausdruck zu: „O, Sie sind es—ich dachte er,“ und wie ein nervöses Beben flog es durch ihren Körper. „Bleiben Sie hier bei mir. Sie waren mir viel, sehr viel, Sie sanftes, liebevolles Kind, obgleich ich kaum weiß, ob ich Ihnen dafür danken soll, daß Sie dazu beitragen, ein Leben zu erhalten, das mir verhasst ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Deutschlands amerikanische Stadt

(Beil. Tagblatt.)

Ein Bald von tausend Schornsteinen und dampfenden Gassen ragt auf; Fabrik an Fabrik, soweit das Auge reicht, im Stadtgebiet, in den Vororten, in der ganzen Nachbarschaft, stundenweit ringsum, Fabriken im weiten Thale und ring um das Höhen, in der wasserreichen Ebene und auf den sanften Abhängen des Erzgebirges. Chemnitz ist fast amerikanisch groß geworden; es ist wild in die Höhe geschossen. 1830 hatte es wenig über 15,000 Einwohner, 1860 etwa 45,000; 1870 ca. 67,000, 1880 über 95,000 und bei der letzten Volkszählung, 1890, gegen 139,000. Heute zählt es schon 143,000, und gegen Schluß dieses Jahres, welches die Einwohnerzahl zahlreicher Vororte bringen wird, werden wenig mehr an 200,000 Einwohnern fehlen. Dazu kommen reichlich 100,000 Köpfe, und zwar fast ausschließlich Arbeiter, die im Umkreis von etwa einer Meile und in mehr oder weniger unmittelbarer Verbindung mit der Stadt haufen.

Chemnitz nimmt unter den exportirenden Städten nicht nur Deutschlands, sondern Europas einen der ersten Plätze ein—nach dem ziffermäßigen Umfange rangirt es wohl schon an vierter Stelle unter allen Städten Europas. Die Chemnitzer Industrie hat zunächst Hand und Fuß, d. h. sie stillt Hand und Fuß mit Wollhandarbeiten und Strümpfen bekleiden und ist in dieser Branche, in der Baumwollspinnerei, Weberei und Wirkerei vielleicht der erste Platz der Welt.

Nur ganz kurz seien erwähnt—außer den großartigen Baumwollspinnereien—die Maschinenfabriken aller Art, die Fabrication der Möbelstoffe, die Färberei und Appreturanstalten, die chemischen und die Drahtgewebefabriken, die Karbonatfabriken und die Mählmühlen.

Daß die politische Vertretung einer so industriellen Stadt zunächst im Reichstag in den Händen der Sozialdemokraten liegt, versteht sich wohl von selbst. Aber auch im Landtag ist Chemnitz halb—es giebt da zwei Wahlbezirke, Chemnitz-Stadt und Chemnitz-Landtagswahlkreis, halb fortschrittlich vertreten.

Die eigentlichen Herrscher der Stadt, die Fabrikanten, sind meist konservativ oder nationalliberal, mit einem Stich in's kirchlich-Fremdelnde, wie es den Herren Sachsen der schwabliberalen Provinenz überhaupt eigen ist. Die publizistischen Organe dieser Herrschaften—das „Leipziger Tageblatt“, die „Dresdener Nachrichten“ und das „Chemnitzer Tageblatt“—gelten ja als Vertreter der fatten Tugend und der zahlungsfähigen Moral.

Gesellig und gesellschaftlich findet natürlich eine strenge Sondernung statt. „Kasino“, „Erholung“, „Gondegeltesellschaft“ bedeuten die drei Stufen, vom Allerhöchsten zum Höhesten und gewöhnlich Bürgerlichen herabreichend. Das Chemnitzer „Kasino“ ist das Seitenstück zur Leipziger „Harmonie“; es bedeutet das Allerheiligste, in das nur die Höhesten Zutritt haben. Es ist auch ein stolzer Bau, den die industriellen Großherren sich da errichtet haben.

Kunst und Wissenschaft werden von der großmächtigen Industrie nicht Chemnitz nicht stark strapazirt. Unter den reichgeordneten Herrschaften finden sich zahlreiche, aus kleinen Verhältnissen Emporstiegene—Parvenus stingt zu häufig—die es Gott sei Dank nicht nöthig haben, sich um solchen Krimskrans zu kümmern. Wenn der frühere Handarbeiter und heutige Millionär sich eine prachtvolle gotische Villa bauen läßt—seine Frau spricht bartnackig von einer „gothaischen“ Villa—so hat er damit sicher seinem Stylgefühl keinen Ausdruck geben wollen, sondern nur seinem vielleicht durch die Konkurrenz aufgeschalteten Repräsentationsbedürniß. Immerhin verdient dieser Millionär noch den Vorzug vor einem zweiten, der sich aus seiner Arbeiterzeit die absolute Bedürfnislosigkeit hinübergerettet hat und einen einbaue dürftig zu nennenden Haushalt führt, weil „nobles oblige“ eine französische Lebensart ist und er nur sächlich und keine andere Sprache versteht. Eine andere Kategorie reich gewordener Chemnitzer sind die Epitapher, die, nachdem sie genug erworben, ihrer schornsteinfegerechten Vaterstadt den Rücken kehren und ihre schönen Reuenen in schöneren Gegenden verzehren.

So ganz auf Rosen gebettet sind übrigens heute auch die Millionäre nicht; die McKinley-Bill und verschiedene Andere haben einen starken Rückschlag erzeugt; kurz vor dem Zukünftigen der Bill wurde mit allen verfügbaren Kräften gearbeitet, und so entstand eine Ueberproduktion, deren Folgen heute noch nicht überwunden sind. Die großen Firmen können es ja verwinden, aber verschiedene kleineren hat es doch den Hals gebrochen, und namentlich das Vermittlerthum, die Kategorie des „Factors“, die vom Fabrikanten Hoffnungen in beliebig Menge erhalten und dieselben meist in hausindustriellen Betrieben verarbeiten lassen, hat stark gelitten.

Am 1. Mai wurde bei Ann, N., ein Betrunkener von einer Locomotive erlegt und hoch in die Luft geschleudert. Er blieb ohnmächtig liegen und der Doctor erklärte, er müsse in einer Stunde sterben. Der Mann starb jedoch nicht, sondern verlangte nur Whisky und ist jetzt wieder ganz wohl.